

Liebe Gemeinde,

Das Gleichnis vom verlorenen Sohn werden viele von euch und Ihnen nicht zum ersten Mal gehört haben.

Für mich war es das erste Mal, dass ich mir selbst tiefergehende Gedanken zu einem Evangelium gemacht habe und diese dann auch teile.

Ursprünglich ausgesucht hatte ich mir den Fastensonntag mit dem Gleichnis, weil ich mir dachte: das passt, ich befinde mich in einer ähnlichen Situation wie der jüngere Sohn.

Und das stimmt.

Ich habe letztes Jahr mein Abitur gemacht und bin somit zum ersten Mal in meinem Leben an den Punkt gekommen, wo ich selbst entscheiden konnte, wie ich mein Leben gestalten möchte, frei von Schule. Natürlich treffe ich seit Jahren eigene Entscheidungen, aber diese war anders.

Ich war nicht mehr gebunden, wollte etwas machen, was mir Spaß macht und was mir gleichzeitig eine gewisse Struktur für das Jahr nach der Schule gibt.

Im letzten Sommer habe ich mich dann dazu entschieden, ein FSJ, ein Freiwilliges Soziales Jahr, hier in Berlin zu machen. Ich habe mir eine Aufgabe gesucht und mein eigenes Ding gemacht.

Und gerade das hat mir sehr gut getan.

Der Sohn macht sich auf den Weg. Auf den Weg raus aus alten Strukturen, rein in ein neues Umfeld, neue Leute.

Für mich besteht sein Weg aus drei Schritten oder drei Stationen:

1. wie gesagt: er bricht aus den alten Strukturen aus, lebt sein eigenes -größtenteils sorgenfreies- Leben, probiert sich aus.
2. Im nächsten Schritt wird ihm dann vor Augen geführt, welche Folgen und Konsequenzen ein, in seinem Fall teils ungezügelter Leben ohne Feste Struktur und Arbeit, ja sein eigenes oft unreflektiertes Handeln hat.
3. Und schließlich, im dritten und letztem Schritt besinnt er sich, er bereut sein Handeln, das sicherlich auch aus seiner Not und seinem „Hunger nach Geborgenheit, nach einem zu Hause“, heraus entstand. Er beschließt sich zu bessern, sich auf den Weg zurück zu seinem Vater zu begeben und ihn um Vergebung zu bitten.

Diese Entwicklung, diesen Prozess zu beobachten fand ich besonders spannend. Gleichzeitig drängte sich mir die Frage aus, inwiefern der Weg des Sohnes mit meinem Weg, im Hinblick auf meinen Glauben und die katholische Kirche zu vergleichen ist.

Diesen ersten Schritt habe auch ich bereits vor einiger Zeit gewagt.

Ich habe mich aus diesen alten Strukturen der katholischen Kirche als Institution rausgewagt, meinen Blickwinkel erweitert. Erst innerlich und mit der Zeit auch immer lauter nach außen hinaus.

Das Rauswagen aus den „alten Strukturen“ sah für mich so aus, dass ich aufgehört habe in die Kirche bzw. in Gottesdienst zu gehen, das ich kritisch hinterfragt habe.

Meine Familie war gefühlt schon immer aktiv in der Gemeinde, für mich war es früher selbstverständlich und ein „Muss“ jeden Sonntag in den Gottesdienst zu gehen.

Unsere Gemeinde war und ist wortwörtlich ein Ort, ein Raum der Gemeinschaft und der Begegnung.

Doch vor ein paar Jahren, besonders in meinem „Teenager-Dasein“, was ich heute auch noch bin, drängten sich mir immer neue Fragen im Hinblick auf die katholische Kirche auf.

In dieser wichtigen Entwicklungs- und ja auch in gewisserweise Findungsphase vor ein paar Jahren, kam ich zum ersten Mal an den Punkt, wo ich angefangen habe zu „denken“, zu überlegen, was mir in meinem Glauben wichtig ist und in diesem Zusammenhang auch die Regeln und Strukturen der katholischen Kirche als Institution zu hinterfragen.

Für mich als Frau ein großes Thema war und ist die Frage nach den Weiheämtern für alle.

Grundsätzlich bin ich nämlich der festen Überzeugung, dass alle Menschen dazu berufen sein können oder sich berufen fühlen können, von ihrem Glauben zu erzählen und ihn weiterzutragen, und das unabhängig von ihrem Geschlecht.

„Wo ein Wille ist, da ist auch eine Weihe“- diese Aussage habe ich in Zuge meiner „Recherchen“ zu meiner Fastenpredigt gelesen. Und diese Aussage finde ich persönlich sehr passend.

Wir alle kennen sicher den Moment: wir sehen etwas und sind von der Sache so sehr begeistert, dass wir sie um jeden Preis bekommen möchten. Es steckt eine Leidenschaft dahinter. Das kann ein Kleidungsstück sein, das kann aber auch eine Änderung gewisser Regeln bedeuten.

Mit dieser Aussage möchte ich nicht alle Priester und Pfarrer über einen Kamm scheren.

Aber die Debatte um die Öffnung von Weiheämtern ist für mich besonders aus einem Grund sehr schwierig: denn es geht um Machtabgabe. Und Machtabgabe fällt eigentlich immer schwer, besonders für diejenigen, die diese Macht abgeben.

2016 kündigte Papst Franziskus an, prüfen zu lassen, ob eine Diakoninnenweihe möglich wäre.

Ein wichtiger erster Schritt, aber danach folgte aus dem Vatikan in meinen Augen kein nächster.

Vielleicht haben Sie, habt ihr es vor ein paar Tagen gelesen:

Unser Erzbischof Koch kann sich eine Diakoninnenweihe vorstellen.

Eine Aussage, die mich zugegebenermaßen so kurz vor meiner Predigt etwas aus dem Konzept gebracht hat und dazu geführt hat, dass ich noch einmal ein bisschen was verändern musste.

Diese Aussage ist grundsätzlich ein guter und richtiger Schritt von Seiten des Bischofs, im nächsten Satz rudert er jedoch wieder ein wenig zurück: „Aber ich halte es auch für notwendig, dass wir die Frage, ob Frauen Priesterinnen werden können, auf universaler Ebene ins Gespräch bringen.“

Mich stört daran nicht, dass er diese Frage auf universaler Ebene betrachten möchte, mich stört das „Aber“. Für mich hat dieses Wort in diesem Zusammenhang einen Beigeschmack, der mir nicht die Hoffnung gibt, dass sich vielleicht endlich etwas in der katholischen Kirche als Institution ändern könnte.

Für mich wäre die Öffnung der Weiheämtern für alle so wichtig, weil ich in dem alten Modell eine Diskriminierung sehen und nicht, weil ich den Männern (im Vatikan) etwas „auswischen“ möchte.

Auch wenn ich keinesfalls je ein Weiheamt innehaben möchte, wäre es in meinen Augen und meinem Empfinden besser, wenn ich wenigstens die Möglichkeit gehabt hätte.

So werde ich aufgrund meines Geschlechtes, das zufällig biologisch bestimmt wurde, ausgeschlossen. Und wir wissen doch alle: Gerade heutzutage ist das Geschlecht nicht alles und schon gar nicht ausschlaggebend für den eigenen Glauben.

Dieser uns weitere Aspekte haben in der Vergangenheit dazu geführt, dass ich mich immer mehr von der katholischen Kirche abgewendet habe.

Ähnlich wie der Sohn das Haus seines Vaters verlassen und hinter sich gelassen und einen neuen eigenen Weg begonnen hat.

Im zweiten Schritt werden dem Sohn die Konsequenzen seines Handelns vor Augen geführt. Ich, im Gegensatz zum Sohn, habe aufgrund meines ersten Schrittes, meiner Zweifel, selbst Konsequenzen gezogen.

Sei es zum einen, dass ich eigentlich nicht mehr in die Kirche und Gottesdienst gehe, zum anderen, dass ich diese festen Gebete nicht mehr mitbete und und und.

Denn für mich ist das mittlerweile keine passende Art mehr, meinen Glauben zu leben, mal davon abgesehen davon, dass ich eigentlich gar nicht weiß, ob ich glaube, woran ich glaube und was meinen Glauben ausmacht.

Eins weiß ich aber: die Gemeinschaft, die ich als Kind in unserer Gemeinde erlebt habe, hat mich positiv geprägt und beeinflusst.

Und genau diese versuche ich deshalb auch an die jetzigen Kinder der Gemeinde weiterzugeben.

Einige von euch und Ihnen wissen sicher, dass ich momentan in der Leitung bei den Pfadfinderinnen und Pfadfindern der Gemeinde aktiv bin.

Einmal die Woche leite ich mit meinem Mitleiter und anderen tatkräftigen Unterstützenden die Wölflingsgruppe. Das sind die kleinsten unserer Gruppen, 6-9 Jahre alt.

Für mich ist das mein Weg dieses Gemeinschaftsgefühl weiterzugeben. Und so anstrengend dieser Weg auch manchmal ist, so viel geben mir die Kinder zurück.

Das sind vor allem die kleinen Sätze wie: „Weißt du Lilit, mein Lieblingstag ist der Donnerstag, weil wir da Pfadfinder haben“

Wenn sie sich dann auch noch so verhalten würden, wäre mir manchmal echt geholfen.

Dieses Engagement ist also meine Konsequenz, die ich stückweise aus meiner Institutionskrise und in diesem Zusammenhang auch teilweise meiner Glaubenskrise gezogen habe.

Im dritten und letzten Schritt sucht der Sohn den Weg zurück zu seinem Vater, zu seiner Heimat. Und ich würde sagen, zwischen diesem zweiten und dritten Schritt befinde ich mich. Denn ich habe mich verändert, mein Glaube hat sich verändert und genau deshalb frage ich mich, ob ich diesen Weg zurück, also im übertragenem Sinn zu meinem Glauben und der Kirche gehen will und werde.

Dabei muss man sicher differenzieren:

Das eine ist der Glaube und das andere die Institution.

Zu letzterem kann ich nur sagen, dass ich stark erschüttert und enttäuscht bin.

Das sind die Vorfälle wie die Aufdeckung und die unzureichende Aufarbeitung von sexuellen Übergriffen und Machtausnutzung durch Geistliche, Reaktionen des Vatikans und anderen Geweihten auf die Ehe für alle, den Synodalen Weg oder wie angesprochen die Weiheämtern unabhängig vom Geschlecht.

Besonders diese Aspekte sind die „Störfaktoren“ in meinem Glauben und meiner Beziehung zur katholischen Kirche, die ausschlaggebend dafür sind, dass ich momentan sage: „Ich finde den Weg nicht zurück.“

Und ja, wie gesagt, das eine ist eine Institutionskrise, das andere eine Glaubenskrise, aber zumindest bei mir bedingt sich beides zu großen Teilen.

Zum Ende möchte ich Sie und euch alle bitten: lasst den Weg des jüngeren Sohnes Revue passieren.

Seid Ihr, sind Sie einen ähnlichen Weg wie der Sohn gegangen? Wo befindet ihr, befinden Sie sich gerade?

Zweifelt ihr auch? Und wenn ja: wie findet Ihr, finden Sie den Weg zurück?